



Aus dem Leben

Aus dem Leben

„Geh jetzt, mein Junge. Geh.“ Mutter gibt mir ihr Mutmacherlächeln.

Das Zimmer, eingerichtet nur mit einem Strauß Trockenblumen auf einem Holztisch und einem Kruzifix an der Wand, wirkt wie eine Lagerhalle mit längst vergessener Ware.

Mutter liegt in weißer Bettwäsche, die Wangen eingefallen, die Augen leer. Ich beuge mich zu ihr hinab, küsse die faltige Haut ihre Stirn. Meine Tränen fallen auf ihr Gesicht. Sie streichelt mein Haar.

„Heute Abend. Denkst du auch daran, Junge?“

Ich nicke. Bringe kein Wort heraus. Will fortrennen. Und doch für immer bleiben.

Vor dem Krankenhaus empfängt mich Dezemberregen. Bäume wiegen sich im Wind. Ich steige in den Wagen und starte den Motor. Sitze da und verfolge das Winken der Scheibenwischer, sitze da wie ein kleiner Bengel, der etwas ausgefressen hat und voller Angst auf Strafe wartet. Irgendwann fahre ich ab.

Als ich die Wohnungstür geöffnet habe, schlägt mir der Geruch meiner Kindheit entgegen. Die Mischung aus Lavendel und Zigaretten. Mit der Zeit habe ich verlernt, diesen Geruch zu mögen. Jetzt aber kann ich nicht genug davon bekommen.

Im Wohnzimmer mit der Schrankwand und dem braunen Sofa, mit den Weingläsern im Regal, die nie benutzt werden und den unzähligen Fotos von mir als Kind, als Jugendlicher, als Soldat, als Student, als Ehemann und als Vater, schlage ich Mutters Wolledecke auf und lege sie offen über den Hocker vorm Sessel. Aus dem Schlafzimmer hole ich Mutters Kopfkissen. Bevor ich das Schlafzimmer verlasse, sehe ich noch einmal zum Bett. Vaters Seite ist lange kalt, Mutters zerknautscht vom vielen Liegen.

Zurück in der Stube, lege ich das Kopfkissen in den Sessel. Auf dem Tisch daneben die ganze Bilder. Mein Vater beim Angeln am Kiesteich, ich daneben, acht oder neun Jahre alt. Oder mein Vater an seinem Räucherofen, die Tür geöffnet, im Rauch baumeln goldbraune Forellen. Und mein Vater im Urlaub an der Mecklenburgischen Seenplatte. Er und ich sitzen im Tretboot, Mutter hinter uns. Die Sonne sinkt ins Wasser. Wir lachen, auch Mutter; ich hatte Semesterferien. Das letzte Foto von ihm.

In der Küche hole ich ein Glas aus dem Schrank und fülle es mit Orangensaft. An der Wand tickte unsere Uhr. Noch sechs Stunden.

In den Orangensaft rührte ich einen großen Löffel Honig.

„Achte darauf, dass es besonders süß ist“, hat Franz gesagt.

Bei all meinen Bewegungen glaube ich, Zügel hielten mich zurück, so, als spielten meine Muskeln ein Konzert, das ich nicht dirigiere. Mein Mund ist trocken, Schlucken fällt mir schwer. Meine Finger zittern und meine Gedanken wirbeln mir wie Staub durch den Kopf.

Mit dem vollen Glas in der Hand gehe ich zurück zu Mutters Platz im Wohnzimmer. Ich stelle es auf den Tisch, neben Vaters Räucherglück. Dann drehe ich die Heizung auf höchste Stufe. Meine Hände sind eiskalt.

„Pass auf unsere Mutter auf“, hat Vater damals gesagt. Ich musste es ihm versprechen, und ich gab ihm mein Wort. Nach seinem Tod wurde sie ein anderer Mensch. Ihr Lachen ist mit ihm gegangen.

Ich nehme eines der Bilder und setze mich auf den Boden. Lehne mich an die Schrankwand, wie ich es als Kind oft getan habe, und starre die Aufnahme an. Eine zierliche Frau mit hochtouperten Haaren und dicker Brille. Sie trug ihr Hochzeitskleid, 1966 war das. Die Männer mit dünnem Schlips. Eine Frau aus einfachen Verhältnissen, ein Mädchen, das Schneiderin lehnte und später in der Fabrik für Funktechnik am Band stand. Wenn mein Vater von der Schicht kam, ging er an der Fabrik vorbei. Sie winkten sich zu.

Später, Mitte der Siebziger, zogen sie in die Wohnung, in der ich jetzt sitze; sie brauchten ein Kinderzimmer. Ich erinnere mich an die unzähligen Abende, an denen wir hier in der Stube saßen und Radio hörten. Mein Vater nahm meiner Mutter manchmal die Brille ab und sagte: „Schau, wie wunderschön das Gesicht deiner Mutter ist.“ Sie grinste dann und machte eine wegwerfende Handbewegung, setzte ihre Brille wieder auf und



Aus dem Leben

gab ihrem Mann einen Kuss.

Jahre danach, wenn ich mit ihr allein auf dem Sofa saß, wünschte ich mir nichts sehnlicher zurück, als diese Abende bei Radio und warmem Kakao.

Kurz vor sechs. Draußen herrscht bereits finstere Nacht. Noch immer regnet es. Ich fahre durch die Straßen der Stadt und suche Umwege. Hinter mir wird gehupt, Autos überholen mich, ich sehe keine Fahrer, sehe nur den Schein der Lichter am Straßenrand; wie Gespenster huschen sie durch meinen Wagen.

Der Klinikparkplatz ist leer. Ich lasse ihn links liegen und fahre um das Gebäude herum. Franz hat Nachtdienst, er wird die Schwestern zur Besprechung rufen. Vor dem Notausgang parke ich.

Auf dem Flur keine Menschenseele. Leise drücke ich die Klinke der Zimmertür herunter. Mutter ist wach, sie atmet in flachen, schnellen Stößen. Franz hat heute Mittag das Morphin weggelassen.

Ich greife ihre Hand.

„Mutter, erkennst du mich?“

Sie braucht einen Moment, dann nickt sie.

Wir halten uns bei den Händen, sehen uns an, streichele ihr Gesicht.

„Ich kann das nicht“, sage ich.

Sie versucht ein Lächeln. Ich lege ihr meinen Arm um den Nacken und drücke ihren Kopf an meinen. Sie riecht nach altem Schweiß, seit gestern Morgen waschen sie sie nicht mehr.

„Doch“, flüstert sie. „Du kannst.“

Ich richte mich auf, wische mir mit dem Handrücken durchs Gesicht.

„Ich habe Durst“, sagt sie kaum hörbar.

Ich reiche ihr ein Glas Wasser. Sie kann es allein nicht halten, ich helfe ihr, umfasse ihre blauen Hände. Sie trinkt wie ein Vogel. Ich stelle das Glas zurück und tupfe mit einem Papier ihren Mund und den Hals trocken. Dann ziehe ich den Schlauch aus der Braunüle und löse die Bremse der Bettrollen. Alles geht mechanisch. Ich denke nicht nach. Ich führe aus, was auszuführen ist. Ich bin eine Maschine.

Noch immer ist der Flur verlassen. Die Gummiräder quietschen auf dem Linoleumboden. Weißes Licht sticht von der Decke, es schmerzt in den Augen. Mutters Atmung ist stabiler geworden. Etwas.

Ich schiebe das Bett neben meinen Wagen und öffne die Beifahrertür.

„Ein neues Auto?“, fragt sie leise.

„Nein“, sage ich und hebe sie an. Sie ist leicht wie ein Kind. Ich setze sie auf den Sitz und lege das Deckbett über ihre Beine. Schließe die Tür.

Wir fahren durch die Nacht. Mutter hat die Augen geschlossen. Sie atmet mit offenem Mund.

Ich kenne den Weg, kenne jede Kreuzung und jedes Haus, und doch ist es so, als führe ich durch fremdes Land. Meine Gedanken schweben. Ich fliege durch Zeit und Raum. Was wird morgen sein?

Im Wohnzimmer setze ich meine Mutter in ihren Sessel. Ihre Augen weinen Angst. Und doch lächelt sie mir zu, bestätigt, was ich nicht bestätigt haben will. Sie sieht zu dem Glas mit dem Orangensaft neben sich, dann zu mir. Ich nicke.

Und als ich die Kapseln öffne, werden meine Hände ruhig.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).